

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Sterne und Blumen. 1881-1925 1904**

6 (7.2.1904)

# Sterne und Blumen.

Illustrirte Unterhaltungsbeilage zum „Saupheimer Amtsblatt“.

Mitbegründet

von

Philipp Wasserburg („Laicus“) in Mainz.

Nr. 6.

Sonntag, den 7. Februar.

1904.

## Kreuz oder Halbmond?

Geschichtliche Erzählung aus der Zeit der Kreuzzüge. Von Arno von Walden.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

### 6. Kapitel.

#### Ulrich.

Der erste Gedanke Rodrigos am nächsten Morgen war derselbe, mit dem er eingeschlummert war. Er eilte wieder in den Garten; er hoffte, Jusuf dort zu treffen. Auf der Bank, auf der beide am vergangenen Abend gefessen, harrete er. Aber der Knabe kam nicht, und auch am folgenden Tage sah er ihn nicht.

Aber die brennende Sehnsucht in Rodrigos Seele wuchs. Als Jusuf auch am dritten Tage sich nicht zeigte, wurde der Knabe unruhig. Er trat zum Diener, der an der Pforte des Hauses Wache haltend stand, und fragte ihn, ob er ihm keinen Aufschluß über des Knaben Verbleiben geben könne.

Der schlanke, starke Sklave, der diesen Pfortnerdienst versah, erwiderte kurz:

„Er ist abgereist.“

„Abgereist?“ fragte Rodrigo.

„Und allein?“

Der Wächter schaute ihn groß an. „Allein? Nein; Assad Ben Omar, den der Himmel segne, nahm ihn mit sich.“

„Aber wohin? Wohin?“ drängte Rodrigo.

„Was weiß ich, Knabe? Man sagt, der Sultan plane einen Kriegszug nach Norden. Die Christen von Syrus her sind ins Land gebrochen. Es wird einen Kampf mit ihnen geben, und Assad Ben Omar ist abgesandt, die Truppen des Sultans in der Umgegend Jerusalems schleunigst zu sammeln. Denn in nicht allzu ferner Zeit wird der Kriegszug nach dem Norden erfolgen.“

Rodrigo flimmerte es vor den Augen. Also wieder ein Kampf mit Christi Streitern? Wie viel Blut war schon geflossen zwischen Christi und Muhammeds Bekennern! Und immer noch rief der Himmel kein „Halt ein, nicht weiter!“

Er lehnte sich an eine Säule zurück, um sich zu stützen. Die Kunde von neuem Blutvergießen hatte ihn überwältigt.

Der Torwächter sah mitleidig und erstaunt zugleich zu ihm nieder. „Knabe, was ist Dir?“ fragte er. „Du bist krank!“

„Nein, nein!“ Rodrigo hatte sich bereits wieder aufge-  
rafft. „Nicht krank, aber betäubt. Deine Botschaft hat mich  
geschmerzt.“

„So hast Du Mitleid mit den Christen?“

Der Knabe nickte. In seinem Gesicht lag ein so heißer, schmerzhafter Ausdruck, daß der Wächter davon überrascht wurde, und daß ihm ein Gedanke aufstieg, den er vergebens zu unterdrücken suchte. Sich tief zum Knaben niederneigend, fragte er plötzlich:

„Knabe, Du bist ein Christ . . .!“

Rodrigo fuhr auf. Im Tone des Wächters war etwas gelegen, was ihn betroffen machte. Etwas so Inniges, Warmes war es, als spräche der Torwächter von etwas Heiligem, das man nur mit ehrfürchtiger Scheu nennen dürfe. Und wie er aufsaß, erblickte er einen eigenartig milden Glanz in des Sklaven Gesicht.

„Ja, ich bin ein Christ,“ sprach Rodrigo leise, aber fest. „Ich leugne es nicht. Aber auch Du bist einer, Du kannst es nicht verbergen. Sag, wie ist Dein Name?“

„Sprich leiser, Knabe! Es ist so viel Verrat in diesem Hause. Und wisse, daß Du recht rietest. Auch ich bete Christus an, wie so viele andere meiner Brüder in diesem Palaste. Nenne mich Wolfram, Knabe. Denn aus dem Lande stamme ich, das sich Deutschland nennt; ich wurde gefangen genommen bei einem Kampfe vor den Mauern Jeru-

salems“ — Der Torwächter hatte sich niedergelassen auf den breit vorspringenden Sockel einer Säule, sein Ton war kaum hörbar, als er weiter erzählte.

„Ich war der Diener eines christlichen Ritters, der eines Geldentotes starb im blutigen Kampfe. Man besiegte uns; denn die Uebermacht war zu groß. Wir mußten fliehen. Aber mein Pferd wurde von einem Speer getroffen, es brach



Königin Elisabeth von Rumänien.

unter mir zusammen, und ich wurde eingeholt. Dann wurden wir nach Jerusalem gebracht. Wir mußten Christi Glauben abschwören. Aber wir taten es nur zum Schein; denn im Herzen sind wir alle noch Christen."

"Du hast den Glauben abgeschworen, Wolfram? . . . Nimmer dürfen wir Christum verleugnen."

"Aber ich tat es ja nur zum Schein, Knabe —"

Doch Rodrigos Gesicht nahm den Ausdruck des Schmerzes an.

"Auch zum Schein dürfen wir es nicht. Du hast schwer gesündigt. Du hast Christus mit Füßen getreten und ihm den Rücken gewandt, indes Du vor Muhammed Dich beugtest. Du hast eine schwere Schuld auf Dir."

"Aber ist es nicht besser, wenn wir unser Leben durch das Wort retteten, das man von uns forderte? Denn wenn die Stunde kommt, für Christus einzutreten und für seinen Namen zu kämpfen, werden wir die anderen Streiter zu unterstützen vermögen. Nimmer aber hätte unser Tod etwas gefruchtet."

Doch der Knabe schüttelte das Haupt.

"Denke an die ersten Christen, Wolfram! Auch der Tod der Befenner ist Waffe und Wehr; denn er ruft Gottes Hilfe nieder auf die Kämpfer Christi und legt den Streitern selbst neuen Mut in die Seele."

In diesem Augenblicke trat eine Schar Sklaven ein, die auf dem Markte Lebensmittel eingekauft hatten.

"Geh, Knabe, geh!" bat Wolfram, der Torwächter. "Denn die Sklaven wittern sonst, daß wir über Christus sprechen. Und ohnedies droht uns Unheil in diesen Tagen; denn Assad Ben Omar scheint die Zusammenkünfte zu ahnen, die wir nächstens in seinem Garten abhielten. Um so mehr müssen wir auf der Hut sein."

Der Knabe folgte. Er schritt in den Garten, in Gedanken verloren. Die Nachricht von einem neuen Zuge Selims II. wider die Christen hatte ihn schmerzlich bewegt. Denn er sah ein, daß die schwache Schar der Christen, von allen Seiten bedrängt, durch solche Kriegszüge immer mehr geschwächt, vermindert und aufgerieben würde. Und wenn dies geschah, wenn die letzte Eroberung im heiligen Land wieder in der Moslemn Hände zurückfallen würde, wenn die Bedrückungen der Christen, die einst Peter von Amiens veranlaßt hatten, zum ersten Kreuzzuge aufzurufen, wieder anheben und das heilige Land von neuem tagtäglich durch die Muselmanen entweiht würde . . . ? Er wagte den Gedanken nicht auszudenken, so unfaßbar dünkte er ihm.

Er ließ sich auf seinen alten Platz im Garten wieder nieder. Der Springbrunnen plätscherte leis und eintönig wie immer; der Morgenwind ging durch die Büsche, die Imams riefen eben von den Glockentürmen nieder zum Gebete.

Eine zürnende Stimme schreckte ihn auf. Sie kam vom Hof her, der unmittelbar an die Rückseite des Hauses grenzte.

Rodrigo wußte, daß dort die Sklaven Assads arbeiteten. Er kannte auch die rauhe, harte Stimme, die zu ihm herüberscholl. Er wußte, daß es der Sklavenaufseher war, der eben rief.

Er schien mit einem Sklaven zu streiten. Die zage, ängstliche Stimme dieses Sklaven, der offenbar noch ein Knabe sein mußte, drang dünn und halblaut zu Rodrigo her.

Er tauschte eine Weile. Aber er vermochte nicht zu verstehen, um was es sich handelte. Um dies zu erfahren, sprang er auf und schritt dem Platze zu, woher der Ton der beiden Stimmen zu ihm gekommen war. Aber der Anblick, den er traf, trieb ihm das Blut zornig ins Gesicht und veranlaßte ihn, eiliger sich zu nähern.

Auf dem großen, freien Platze, wo die Sklaven Assads an einem hohen Marmorbrunnen ihr Wasser in großen, steinernen Krügen zu schöpfen pflegten, stand der Sklavenaufseher, mit hochrotem Gesicht, zürnend die Peitsche niedersausen lassend auf den Rücken eines Sklaven, der das Alter von zehn Jahren noch nicht überschritten haben konnte. Am Fuße des Brunnens lagen die Trümmer eines jener großen Steinkrüge, mit denen die Sklavenschaft das nötige Wasser in den Palast trug.

Das Wimmern des unter den rohen Schlägen sich windenden Knaben war Erbarmen erregend, um so mehr, als das Kind von schwachem Körperbau war. Ringsum blickten die Sklaven ängstlich und Mitleid im Gesicht auf die Gruppe hin, von ihrer Arbeit ablassend und erschreckt durch den jammervollen Anblick. Und immer noch schien der Sklavenaufseher nicht einhalten zu wollen mit seiner herzlosen Bestrafung.

Alles in der Seele Rodrigos empörte sich. Mitleid und Zorn flammten heiß in seiner Brust auf und gaben ihm einen heldenhaften, unerschrockenen Mut.

Mit jähem Sprunge war er auf den rohen Züchtiger zugeeilt. Seine Hand griff nach dessen eben wieder niederfahrendem Arm; die Peitsche, die auf den von Schmerzen zuckenden Rücken des Kindes niedersausen sollte, wurde seitwärts abgelenkt und entflog in weitem Bogen der Hand des Aufsehers. Mit vor Zorn bebender Stimme aber klang des Knaben Wort ihm entgegen:

"Halt ein, Du Unmensch! Siehst Du nicht, daß das Kind sonst stirbt!"

Der Aufseher war zuerst wie betäubt vor Ueberraschung durch die Zurechtweisung, die ihm durch den Knaben geworden war. Nie noch hatte jemand es gewagt, ihm angesichts der Sklaven in dieser Weise entgegenzutreten. Der Ausdruck höchsten Zornes trat auf seine Stirne; seine Adern schwellen blau an. Aber dann kam ihm die Besinnung wieder. Er fühlte, wie tief ihn das Entgegentreten dieses Knaben vor den Sklaven erniedrigen mußte; doch hielt ihn die Scheu vor Rodrigo, von dem er wußte, daß er bei Assad Ben Omar sehr angesehen war, zurück vor unüberlegter, allzuheftiger Handlungsweise.

Daher trat der Ausbruch wildesten Zornes, den alle Sklaven ringsum erwarteten, auch nicht ein, sondern mit einer gemäßigten Stimme, aus der man den kaum unterdrückten Groll allerdings deutlich herauszittern hörte, fragte er: "Wer gibt Dir das Recht, mich zu hindern, den Sklaven zu züchtigen, Knabe?"

Rodrigos Gestalt schien vor Zorn höher zu wachsen.

"Nicht Du darfst mich fragen," rief er mit flammenden Augen. "Aber ich frage Dich: Was hat das Kind verbrochen, daß Du es so herzlos schlugst? Sieh hin, wie es sich in Qualen windet! Du hättest es getötet, wenn ich Dich nicht zurückgehalten hätte!"

"Er zerbrach den Krug in seiner Unachtsamkeit. Dafür gebührt ihm Strafe."

Rodrigo trat ihm um einen Schritt näher. Alle Sklaven, die nur irgendwie in der Nähe waren, sahen der Gruppe zu. Selbst auf den Treppentufen und hinter den Vorhängen der Fenster lugten scheue, gespannte Blicke her.

"Und das war seine ganze Schuld? Und das war der ganze Grund Deiner schrecklichen Züchtigung?"

"Knabe — —!" brauste der andere auf.

"Mir vermagst Du kein Bange einzulösen." In Rodrigos Stimme klang die Verachtung, die ihn besaß. "Aber wenn Dein Gebieter zurückkehrt, werde ich zu ihm sprechen von Deiner unmenschlichen Grausamkeit. — Das Kind hier nehme ich mit in den Palast. Denn die Wunden, die Du ihm schlugst, machen es für jetzt unfähig, weiter zu arbeiten. Dich aber warne ich, — überschreite nimmer die Macht, die Dir zusteht!"

Der Aufseher stand zitternd vor Wut und Ingrimm. Sein Gesicht verriet den Kampf, der in ihm tobte. Aber er besann sich; sein Zorn schien sich zu legen. Und ohne sich zu regen, ließ er es geschehen, daß Rodrigo bei dem geschlagenen Knaben niederkniete und dessen Hand in die seine nahm.

"Tut es Dir sehr wehe?" fragte er, ihm kosend über die Stirn streichelnd.

"Sehr," entgegnete das Kind. "Er schlug so oft nieder und auch so stark."

"Sei nicht traurig," tröstete Rodrigo. "Der Schmerz wird wohl wieder vergehen. Fühlst Du eine Wunde?"

"Ich glaube es. Die Striemen schmerzen so."

"Es wird wohl wieder gut werden. Komm mit mir in den Palast! Wir wollen die Wunden verbinden, wenn er Dir solche schlug."

„Aber darf ich denn?“ fragte das Kind, schein zum Aufseher hinspähend. „Wird er es erlauben? Er schlägt mich wieder!“

„Nein, er schlägt Dich nimmer, Kind. Wie heißest Du doch?“

„Ulrich nennen sie mich alle.“

„So komm mit, Ulrich! Und fürchte nichts! Ich will Dich schützen.“

Das Kind warf ihm einen Blick voll unendlicher Dankbarkeit zu. Dann folgte es ihm, immer noch ängstlich zum Aufseher hinüberschauend, der seine Peitsche indessen wieder ergriffen hatte und zürnend die andern Sklaven zur regeren Arbeit rief. Aber er kümmerte sich nicht mehr um die beiden. Wer allerdings seine zornig flackernden Augen gesehen hätte, hätte erkannt, daß er die Schmach, die ihm hier angetan worden war, wohl nie vergessen und auf Rache sinnen würde.

„Schlug er Dich schon öfter so?“ fragte Rodrigo, während er mit seinem Begleiter die Treppen hinauffstieg.

„O, schon oft,“ entgegnete das Kind. „Aber auch die andern schlägt er. Wer das Geringste wider seinen Willen tut, wird streng gezüchtigt.“

„Aber das ist ja schrecklich, Kind.“ Rodrigos Herz erschauerte.

„Ja, schrecklich,“ wiederholte Ulrich.

„Und wie konntest Du es nur bisher ertragen?“ Rodrigo sah an der schwächtigen Gestalt des Kindes nieder.

„Du meinst, weil ich so schwach aussehe? Aber das ist nicht so. Nein, ich bin stark, stärker als es scheint. Und dann — —“

Das Kind stockte. Es fühlte, daß es zu viel sprechen wollte. Und erschrocken hielt es inne.

Aber Rodrigo hatte das Zaudern gemerkt. Mit seinen treuen, offenen Augen den Gefährten anblickend, sagte er:

„Und dann —? Was wolltest Du sagen, Ulrich?“

Der Angeredete zauderte noch immer. Aber Rodrigos treuer, warmer Blick flößte ihm Mut ein. Und leise sagte er:

„Du bist gut. Du wirst es nicht verraten, was ich Dir sagen will. Nicht wahr, Du verrätst es nicht? Sprich!“

„Rede Ulrich! Ich werde gewiß schweigen.“

Das Kind hielt inne, seine Augen leuchteten.

„Und dann denke ich immer, daß diese Strafen ja nicht das Aergste sind, was uns auf Erden betreffen kann. Denn schrecklicher ist die ewige Pein, die wir erdulden müßten, wollten wir grollen wider Gottes Willen, der diese Strafen über uns verhängt...“

„Ulrich! Also auch Du bist Christ —?“

Rodrigo war es, als freise die Welt vor seinen Augen, eine so tiefe, wunderbare Freude faßte ihn. Wo er hinschritt, wo er einem begegnete: nirgends war Christus vergessen, überall lebte der Erlöser sieghaft, unterdrückt und doch wieder machtvoll die Seelen bezwingend.

„Ja, ich bin Christ,“ sagte das Kind lächelnd. „Aber gewiß, Du verrätst mich nicht?“ setzte es ängstlich hinzu. „Denn der Tod ist gesetzt auf das Bekenntnis Christi für alle Sklaven dieses Palastes.“

„Nein, ich verrate Dich nicht.“ Rodrigo drückte dem Knaben heiß die Hand. „Nimmer, glaube es mir! Denn auch ich bekenne Christus.“

„Auch Du?“ jubelte der Knabe. „Auch Du?... O, ich mußte es ja ahnen! Denn sonst wärest Du ja nicht so gut gewesen...“

Er hielt inne und stöhnte auf. Rodrigo hatte in überquellender Freude ihn an sich gepreßt. Dabei aber hatte er die Hand auf die schmerzenden Stellen gelegt, die des Aufsehers Peitsche verursacht hatte. Das Kind konnte den Schmerz nicht ertragen.

„Was ist Dir, Ulrich? Habe ich Dir wehe getan?“ fragte Rodrigo erschrocken.

„Nein, nicht Du — —,“ sagte das Kind, den Schmerz verbeißend. „Aber die Schläge schmerzen mich so. Ich glaube, es blutet — —.“

„Um Christi willen! Komm, Ulrich, daß wir die Wunden verbinden!“

Er zog ihn seitwärts. Durch einen Türvorhang hindurch schritten sie in den Raum, der Rodrigo angewiesen war. Es war ein stilles, einfaches Zimmer, das auf den Garten hinaus-

ging, und wo alles zur Bequemlichkeit des Knaben Notwendige vorhanden war.

Er bat Ulrich, sich auf einem Divan niederzulassen. Dann rief er einen Sklaven, der wegen seiner Arzneikunde unter der Dienerschaft viel begehrt war, um das Dringendste zu tun und die heftigen Qualen, die das Kind empfand, zu stillen.

Die Wunden waren tiefer und gefährlicher, als Rodrigo gedacht. Das harte Leder der Peitsche hatte durch die dünne südländische Gewandung Ulrichs hindurch dem Rücken des Knaben tiefe, stark blutende Striemen geschlagen. Rodrigo fuhr fast zurück vor dem bejammernswerten Anblick, den der Rücken des Kindes bot. Tiefen doch zwischen diesen neuesten Wunden die verharzten Narben früherer Peitschenschläge hin. — Der geschickte Sklave verstand es jedoch, durch seine Wundarzneien, die er für diese nicht selten vorkommenden Fälle stets bereit hielt, die notwendigsten Mittel anzuwenden, um wenigstens den furchtbaren Schmerz vorläufig zu lindern, den das Kind empfinden mußte.

Ulrich hielt ruhig und tapfer still. Dann, als der Sklave sein Werk vollendet und sich wiederum entfernt hatte, vermochte er es sogar, durch seine Qualen hindurch zu lächeln. Mit kindlichfrohem Ausdruck in den blassen Zügen streckte er Rodrigo die Hand entgegen und sagte:

„Ich danke Dir, Bruder!“

Rodrigo nahm die Hand und hielt sie fest, indem er sprach:

„Du solltest nicht mir danken, Ulrich. Denn es war ja nichts Großes, was ich getan. Wohl aber bitte ich Dich um ein anderes. — Sag, bist auch Du schon beim Opfer zugegen gewesen, das die Christen nächstlicherweile im Garten Ujjad Ben Omars feiern?“

Der Knabe nickte.

„Oft schon,“ sagte er. „Aber in den letzten Tagen ist es nicht mehr gefeiert worden. Denn man ahnt Verrat. Und der Tod würde ja alle treffen, die bei der heiligen Handlung erschaut würden.“

„Und ist keine Nachricht da, wann die Christen zum nächsten Male zusammenkommen?“

„Heute nacht, Bruder. Denn der Tag des Herrn beginnt. Und an diesem trafen wir stets zusammen.“

Rodrigo schlug sich vor die Stirn. — Freilich, Sonntag war morgen. Ihm war das Gedächtnis an die Zeit in seiner Einsamkeit und seinem Leben, das fern von der christlichen Zeiteinteilung vor sich ging, ganz verschwunden.

„Gehst Du zum Opfer, Ulrich? Werden Deine Wunden Dich nicht abhalten?“

Des Kindes Augen leuchteten in seliger Freude.

„Nein, Bruder; nimmer noch hab' ich gefehlt. Und so lang ich nicht sterbend zusammenbreche, werde ich auch nicht fehlen, wenn es gilt, Christus zu ehren. — Sag, wirst Du wohl mit uns gehen?“

„So willst Du mich dorthin geleiten?... Ich danke Dir!“

Und in inbrünstigem Entzücken drückte Rodrigo Ulrichs schmale Hände.

(Fortsetzung folgt.)

## Die weiße Taube.

(Nachdruck verboten.)

Täubchen läßt die Flügel sinken,  
Ist so lebensmatt und müd,  
Möchte Himmelsäther trinken,  
Der das Innere durchglüht.

Muß ja noch auf großen Schwingen,  
Die erstarkt in Einsamkeit,  
Durch die dichten Wolken dringen,  
Durch die Nacht und Dunkelheit.

Aus der Erde finstern Gründen,  
Sturmgepeitscht in Angst und Schmerz,  
Weiße Taube mußt Du finden,  
Deinen Weg ans Vaterherz.

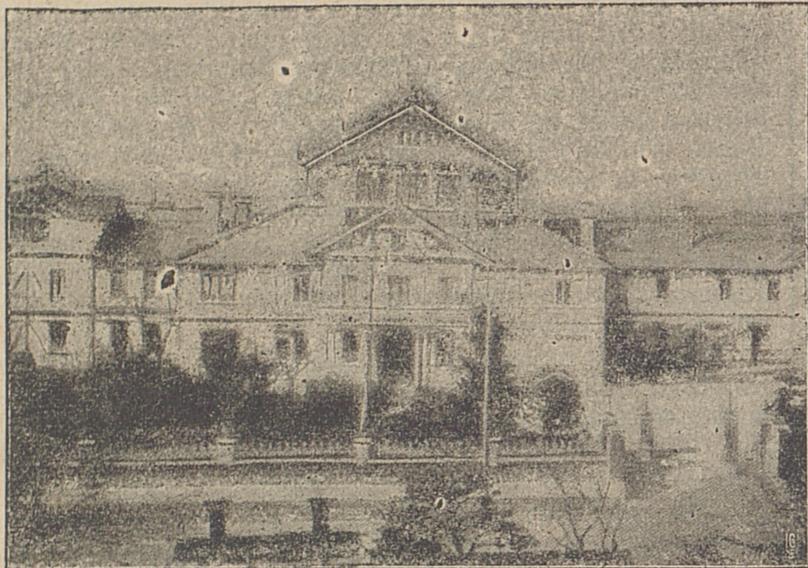
Karlsruhe.

Luisa Bruhn.

## Königin Elisabeth von Rumänien.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

Am 29. Dezember 1903 feierte die unter dem Dichternamen Carmen Sylva durch ihre Schöpfungen weiten Kreisen bekannt und vertraut gewordene Königin von Rumänien ihren sechzigsten Geburtstag. Es wurden der seltenen Frau bei



Das japanische Parlament in Tokio.

dieser Gelegenheit die größten Ehrungen erwiesen und man hat sie verdienstermaßen als eine der geistvollsten und bedeutendsten Frauen unserer Zeit gepriesen.

Königin Elisabeth entstammt einem Fürstengeschlecht, das in seinen Mitgliedern Männer aufweisen kann, die der Wissenschaft in hervorragender Weise gedient haben, und Frauen, die in dichterischer Beziehung mit Ehren genannt werden. Letzteres gilt besonders von der Urgroßmutter Carmen Sylvas, der Fürstin Luise Wilhelmine von Wied, einer geborenen Gräfin von Sayn-Wittgenstein-Berleburg, die sich mit nicht geringem Erfolge dichterisch hervortat. Ein Großvater der Königin, Prinz Maximilian Alexander Philipp von Wied, war ein bedeutender Forschungsreisender und Botaniker und gilt als das gelehrteste Mitglied des Wiedschen Fürstengeschlechts, während Fürst Wilhelm Hermann Karl von Wied als Philosoph schriftstellerisch tätig war. Als dessen Tochter erblickte die spätere Königin von Rumänien am 29. Dezember 1843 auf dem Schlosse Monrepos bei Neuwied am Rhein das Licht der Welt. In ihrer ersten Jugend mußte sie mancherlei Leid erfahren, was in ihren Liedern beredten Ausdruck fand. Einen geliebten Bruder sah sie jahrelang in unheilbarem Siechtum dem Tode entgegengehen, und verhältnismäßig frühe (1864) ward ihr der Vater entrisen. So machte sich bei der jungen Prinzessin eine ungewöhnlich ernste Sinnesrichtung bemerkbar, die sich in den glücklichen Zeiten ihres späteren Lebens wohl milderte, aber doch niemals völlig verschwand. Am 15. November 1869 reichte sie dem wenige Jahre vorher zum Fürsten von Rumänien erwählten Prinzen Karl von Hohenzollern die Hand zum Bund fürs Leben. Ihr Gatte, der sich im Laufe der Jahre eine große Volkstümlichkeit erwarb, wurde am 26. März 1881 zum König erklärt und am 22. Mai desselben Jahres zu Bukarest gekrönt. Nur kurze Zeit genoß die Königin des Mutterglückes; ihr einziges Kind wurde ihr bald wieder durch den Tod entrisen und die Ehe blieb kinderlos. Mit ihrem Gemahl lebt sie in vollständiger Übereinstimmung und beide haben sich während der vierunddreißigjährigen Dauer ihres Ehebündnisses auch in mancherlei Stürmen als charakterfeste, edelsinnige Naturen erprobt.

Was die schriftstellerische Tätigkeit der Königin anlangt, so erstreckt sich dieselbe auf die verschiedensten Gebiete. Sie schreibt Romane, Erzählungen, Märchen, Skizzen, Lieder,

Gedichte, Epen, Dramen und zeigt sich in all ihren Schöpfungen als geist- und phantasievolle Dichterin. Wir nennen hier: „Rumänische Dichtungen“ (Übersetzungen), „Stürme“ (Dichtungen), „Ein Gebet“ (Novelle), „Leidens Erdengang“ (ein Märchentext), „Fleisch-Märchen“ (auch unter dem Titel „Aus Carmen Sylvas Märchenreich“), „Meine Ruh“ (lyrische Gedichte), „Sandzeichnungen“ (Skizzen), „Mein Rhein“ (Dichtungen), „Altra“ (Roman), die dramatischen Dichtungen „Frauenmut“ und „Meister Manole“, sowie die Epen „Sappho“ und „Hammerstein“. Das sind indessen lange nicht alle Werke der unermüdeten tätigen Schriftstellerin, deren Namen man häufig in Tagesblättern und Zeitschriften begegnet. Dabei vernachlässigt sie keineswegs die zahlreichen Pflichten, die ihre Stellung als Königin mit sich bringen. Allen Einrichtungen des Landes, welche das öffentliche Wohl zu fördern im Auge haben, leiht sie ihre Unterstützung, sie fördert Kunst und Wissenschaft und hat sich als stets bereite Helferin und Wohltäterin die aufrichtige Liebe und Verehrung ihres Volkes zu verdienen gewünscht.

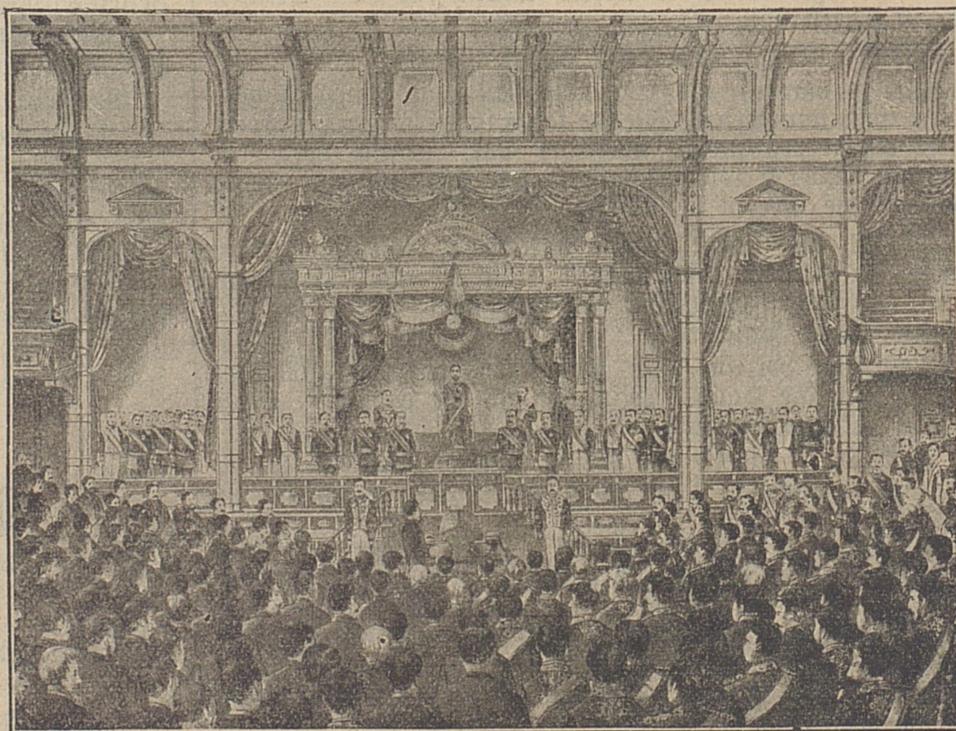
## Die Träger des Nobelpreises für 1903.

(Hierzu sieben Abbildungen.)

(Nachdruck verboten.)

Alfred Nobel, der berühmte Erfinder des Dynamits, hat bekanntlich einen alljährlich zur Verteilung kommenden Preis gestiftet für solche Persönlichkeiten, die der Menschheit auf verschiedenen Gebieten die größten Dienste erweisen. Jeder dieser Preise beträgt etwa 150000 Mk. Als Preisrichter hat Alfred Nobel für Physik und Chemie die schwedische Akademie der Wissenschaften eingesetzt, für den medizinischen Preis das Karolinische Institut in Stockholm, für den Literaturpreis die Stockholmer schwedische Akademie und für den Friedenspreis das norwegische Storting. Am 10. Dezember 1903 kamen — zum dritten Male seit dem Bestehen des Vermächnisses — die Preise für das verflossene Jahr zur Verteilung und hat dabei nur die Tatsache etwas überrascht, daß Frau von Suttner, welcher die öffentliche Meinung den Friedenspreis zuerkannt hatte, leer ausging. Deutschland ist diesmal nicht vertreten und sind hauptsächlich den skandinavischen Ländern und Frankreich die Preise zugefallen.

Den ersten Preis für Physik erhielt Professor S v a n t e A r r h e n i u s, der im Jahre 1859 in Wsk bei Upsala geboren wurde und seit 1891 als Professor der Physik in Stockholm



Eröffnung des japanischen Parlaments in Tokio.

lebt. Er ist bekannt durch seine Theorie der elektrolytischen Dissoziationen und die Elektrochemie verdankt ihm viele bedeutsame Anregungen. Seine Hauptforschungen sind von grundlegender Bedeutung für den Ausbau der modernen Physik, besonders der elektrischen Erscheinungen in der Erdatmosphäre, geworden.

### Der Ungenannte.

Von Anna Wahlenberg. — Aus dem Schwedischen von E. Filmar.  
(Nachdruck verboten.)

Während des Ankleidens hörte er seine alte Mutter im Neben-  
zimmer geschäftig hin- und hereilen, das Frühstück be-  
reiten und Feuer anzünden, dessen Prasseln ihm angenehm ins  
Ohr klang.

Die alte Frau wollte  
alles selbst tun; ein Mädchen  
zu halten sei zu teuer, meinte  
sie; es genüge vollkommen,  
wenn die Hausmeisters-Frau  
ihr täglich eine bis zwei  
Stunden zur Hand ginge.  
Was ihr Sohn, der Buch-  
halter Berkmann, von seinem  
geringen Gehalt ersparen  
könne, möge er lieber für  
schlechte Zeiten aufheben.

Mit dem Glockenschlage  
acht betrat Berkmann das  
Wohnzimmer und ließ sich

am Frühstückstische nieder. Während die Mutter seine Tasse mit  
dem duftenden Trank füllte, betrachtete er sie besorgt. War sie  
heute nicht blässer und ihre Bewegungen nicht müder als sonst?  
Die arme kleine Alte! Sie litt schon seit Weihnachten an



Björnstjerne Björnson.  
(Preis für Literatur.)

Den Preis für Medizin erhielt Nyls Ryberg Finsen,  
der verdiente Arzt und Forscher, welcher in seinem Lichtheilinstitut  
in Kopenhagen zahlreiche Kranke durch die von ihm erfundene  
elektrische Bestrahlung heilt. Den Literaturpreis, den früher  
Sully Prudhomme und der jüngst verstorbene deutsche Gelehrte  
Monnien bekamen, erhielt Björnstjerne Björnson, wäh-  
rend der liberale englische Parlamentarier William Ran-



Prof. Svante Arrhenius.  
(Preis für Physik.)

dall Gremer mit dem  
Friedenspreise ausgezeichnet  
wurde. Gremer ist Mitglied  
des Unterhauses für Hag-  
gerton und hat hauptsächlich  
als Mitglied des Rats der  
interparlamentarischen Union  
für internationale Schieds-  
gerichte an der Friedens-  
bewegung teilgenommen.

Der Preis für Chemie ist  
dem französischen Ehepaar  
Curie zugefallen, das sich  
aber mit seinem Landsmann  
Henry Becquerel in den-  
selbenteilen muß. Dr. P. Curie



Nyls Ryberg Finsen.  
(Preis für Medizin.)

zählt zu den begabtesten französischen Chemikern, obgleich er bisher  
nur wenige kurze Mitteilungen auf dem Gebiete der Chemie ver-  
öffentlicht hat. Vor einigen Jahren heiratete er die Polin Sklodowska,  
die schon früher auf demselben Gebiete tätig gewesen und sich dann

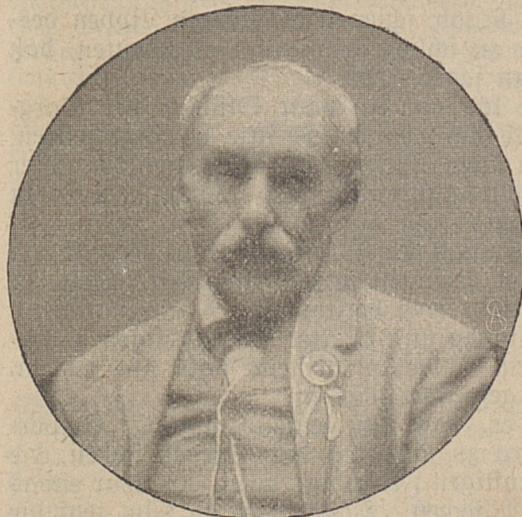
mit Eifer an den  
Forschungen ihres  
Gatten beteiligte.  
Das Ehepaar ent-  
deckte gemeinsam das  
neue Radium im  
Uranpecherz. Dies  
neugewonnene Ra-  
dium, welches die  
gleichen Eigenschaf-  
ten haben soll wie  
das alte, wird sich  
im Preis erheblich  
billiger stellen, was  
von außerordent-  
lichem Belang ist.

Zu ihrer Entdeck-  
ung gelangten die bei-  
den durch den Nach-  
weis Becquerels, daß  
Uran Strahlen (Bec-  
querelstrahlen) aus-  
sendet.

Professor Becquerel hat in den letzten Jahren viel  
von sich reden gemacht, indem er als Erster nach der Entdeckung  
Röntgens darauf hinwies, daß sich in der Natur eine ganze  
Reihe mineralischer Stoffe findet, die den Röntgenstrahlen ähn-  
liche Strahlen, zum  
Teil noch wirksamer  
als diese, ausstrahlen.

Für medizinische  
Zwecke ist das Ra-  
dium äußerst wert-  
voll. Versuche, die  
damit kürzlich im  
Pasteur-Institut zu  
Paris gemacht wor-  
den, haben ergeben,  
daß, wenn man eine  
Glastube mit einer  
winzigen Menge Ra-  
dium auf den Kör-  
per einer jungen  
Maus wirken läßt,  
das Tier bald ge-  
lähmt wird und der  
Tod immer eintritt.

Ein Käfig mit Mäu-  
sen wurde sieben Zoll von der Tube entfernt aufgestellt; nach  
Ablauf von vierzehn Stunden hatte das Radium bewirkt, daß  
die Tiere ihre ganze Behaarung verloren hatten. Am Ende des  
23. Tages waren alle Tiere dem unscheinbaren Gift erlegen.



William Randall Gremer.  
(Friedenspreis.)



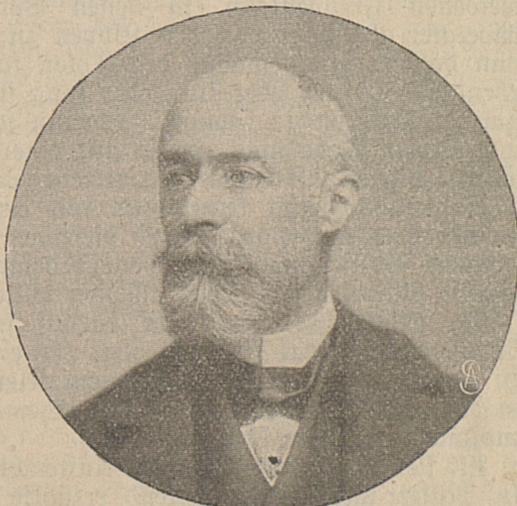
Das Ehepaar Curie.  
(Preis für Chemie)



Blick auf der Greisin ruhte, kam ihm ein Gedanke. Mütterchen  
bedurfte notwendig einer kleinen Auffrischung. Wenn sie heute  
abend einmal ins Theater gingen? Sie kannte kein größeres  
Bergnügen. Und nach dieser schweren, arbeitsvollen Zeit würde  
sein Prinzipal sicher-  
lich nicht anstehen,  
ihn einmal früher  
zu beurlauben.

Als er mit dem  
Vorschlage heraus-  
rückte, schaute die  
alte Frau geradezu  
strahlend aus; doch  
nur einen Augenblick,  
dann machte sie aller-  
hand Einwendungen,  
wie immer, wenn es  
ein Bergnügen galt.  
Sie mußte stets erst  
dazu gezwungen wer-  
den. Und gezwungen  
wurde sie auch jetzt,  
trotz alles Wider-  
strebens.

Als ihr Sohn  
gegangen war, stand sie, mit dem Gelde in der Hand, glück-  
strahlend in der Mitte des Zimmers und beschloß, so früh als  
irgend möglich zur Theaterkasse zu eilen, um sich nur ja die  
besten Plätze im dritten Range zu sichern. Und beim Abräumen  
des Frühstückstisches war sie so erregt vor freudiger Erwartung,  
daß sie die Kaffeekanne in die Speisekammer und die Zuckerdose



Henry Becquerel.  
(Preis für Chemie.)

in den Tellerschrank stellte. Im Laufe des Vormittags erhielt Berkmann die telegraphische Mitteilung, daß Hellström gestorben war. Er war erst gestern bei ihm gewesen, und da hatte der Kranke halbaufgerichtet im Bette gegessen und zur großen Freude seiner Frau eine ganze Tasse Fleischbrühe getrunken und dabei wiederholt erklärt, daß niemand dieselbe so ausgezeichnet zu bereiten verstehe wie seine Frau.

Und nun war er tot!

Während der Mittagsstunde eilte Berkmann dorthin. Obwohl die Familien kaum in Verkehr miteinander gestanden hatten, waren die beiden Herren doch oft zusammen gewesen, und seit Hellströms Erkrankung war Berkmann sein und seiner Angehörigen Stütze und Trost gewesen. Er hatte ihre Angelegenheiten geordnet, Aufträge und Besorgungen ausgeführt, kleine Erfrischungen und gelegentlich auch Näschereien für die Kinder, den achtjährigen Kurt und die fünfzehnjährige Nora mit den großen Strahlengaugen, mitgebracht.

In der Hellströmschen Wohnung war es seltsam stumm und still. Er wurde zu dem Lager des Entschlafenen geführt, und als sie dort standen und auf das wachsgelbe Gesicht des stillen Schlafers schauten, brachen sie plötzlich alle drei — Freund, Frau und Tochter — in Tränen aus.

Es war Berkmann, als nähme der stille, blasser Mann mit den geschlossenen Augen ihm ein Gelübde ab, als hätte er ihn, sich seiner Lieben mit Rat und Tat anzunehmen. Und das gelobte er ihm feierlich, wenn auch schweigend. Dennoch war es, als ob die beiden andern es vernommen hätten.

Frau Hellström blickte ihn durch Tränen an. „Er ließ Sie grüßen... er bat mich, Ihnen für alles zu danken,“ sagte sie mit bebender Stimme.

Und Nora hob die wunderbaren tiefen Augen zu ihm auf, die stets so groß und voll auf den Menschen zu ruhen pflegten. Sie sagte nichts, doch plötzlich sank ihr Kopf schluchzend gegen seinen Rockärmel.

Er gehörte zu ihnen. Sie trugen ihr Leid gemeinsam.

Die Mutter hatte lange mit dem Mittagessen auf ihn gewartet und als er endlich kam, erschraf sie beim Anblick seiner blassen Züge.

„Ist etwas geschehen?“ rief sie voll Bangen.

„Hellström ist tot.“

„Tot! — Das ist ja schrecklich!... Und gerade heute!... Ja, ich meine... es kam so schnell.“

Er hatte jedoch sogleich verstanden, was sie meinte.

Die kleine alte Frau war bereits teilweise für die abendliche Festlichkeit geschmückt. Den glatten grauen Scheitel deckte ein mit Granatnadeln befestigtes schwarzes Spitzenhäubchen. Im Nebenzimmer hing das braune halbseidene Kleid, und daneben lagen ihre besten Handschuhe, Brosche und Opernglas.

Was sollte er tun? — Bei ihrem Vorschlage, zu versuchen, ob man die Karten nicht anderweitig verkaufen könne, zitterte die Enttäuschung durch alle Runzeln ihres welken Matronengesichtes. Nein, er brachte es nicht übers Herz, ihr den bescheidenen Freudenkelch, in dessen Borgenuß sie bereits schwelgte, gleichsam von den Lippen zu reißen. Und daß man daheim blieb, machte den Toten ja doch nicht wieder lebendig. Daß er über kurz oder lang sterben würde, hatte man ja schon lange gewußt. Warum sollte man sich nun nach seinem Tode nicht ebenso gut eine kleine Zerstreung gönnen dürfen als zuvor, da er ein Sterbender war?

Obwohl er selbst keineswegs von der Richtigkeit seiner Gründe überzeugt war, schienen dieselben seiner Mutter vollkommen einzuleuchten, und so ward denn beschlossen, daß er sie zehn Minuten vor sieben abholen sollte.

So geschah es, und bald darauf fuhren sie mit der Straßenbahn ihrem Ziel entgegen. An einer Haltestelle stieg ein junges Mädchen in halbblangem Kleide in den Wagen, bei dessen Anblick Berkmann einen jähen Stich in der Brust empfand. Es war Nora.

Als sie ihn erkannte, ging ein Aufleuchten über ihr Gesicht. Auf Mutter und Sohn zutretend, erzählte sie, daß sie auf dem Wege zu einer billigen Schneiderin sei, die Mutter und ihr bei Anfertigung der Trauerkleider helfen sollte. Dann kehrte sie wieder auf ihren Platz zurück.

Berkmann rückte unruhig hin und her, blickte bald zu diesem bald zu jenem Fenster hinaus und vermied es geflüchtig, den großen Augen zu begegnen, die so beharrlich an den Menschen zu haften pflegten, als wollten sie in ihrer Seele lesen und — wie er schließlich zu bemerken glaubte — jetzt einen völlig veränderten Ausdruck angenommen hatten.

„Mutter,“ sagte er leise, „ich glaube, es ist besser, wenn wir nicht bis zum Theater fahren. Nora braucht ja nicht zu wissen, daß wir dorthin wollen.“

Die Mutter nickte. „Schön, mein Sohn, wir können ja vorher absteigen.“

Sie zog den langen Mantel sorglich über ihr aufgeschürztes Kleid und blickte einmal übers andere prüfend an sich hernieder, um sich zu überzeugen, ob der weiße Unterrock auch nirgend hervorkam, da der Mantel gefährliche Neigung zeigte aufzuschlagen. Das Schlimmste war das große Opernglas, das sie in der Tasche nicht unterbringen konnte, sondern in der Hand halten mußte, die sie möglichst in den Falten ihres Mantels zu bergen suchte. Hoffentlich würde Nora nichts merken. Und als sie sich erhob, um den Wagen zu verlassen, nickte sie dem Mädchen herzlich und mit der unschuldigsten Miene zu:

„Guten Abend, Nora, hier müssen wir aussteigen. Wir wollen dort in ein Geschäft.“ Und sie deutete aufs Geratewohl hinaus auf die Straße.

„Sie hat sicherlich nichts gemerkt,“ sagte sie, als sie auf der Straße waren. Doch ihr Sohn antwortete einsilbig. Er war dessen nicht sicher, und während dieses ganzen Abends schwebten ihm unablässig zwei Gesichter vor Augen: das eine starr, wachsern, mit geschlossenen Lidern, das andere in den Farben des Lebens, mit großen, vorwurfsvollen Augen, die nicht von ihm abließen.

Am nächsten Tage fragte er bei Hellströms telephonisch an, ob er ihnen irgendwie behilflich sein könne; doch sein Anerbieten ward mit dem Bemerkten abgelehnt, daß der frühere Prinzipal des Verewigten die Sorge für das ganze Begräbnis übernommen habe. Und dieser Bescheid war Berkmann ganz angenehm. Er scheute sich, jetzt dorthin zu gehen. Ihm war, als sei etwas zwischen ihm und die Angehörigen seines Freundes getreten. Doch zum Begräbnis fandte er einen großen, prächtigen, weit kostbareren Kranz als er anfangs beabsichtigt hatte und begab sich zur festgesetzten Zeit zum Trauerhause, um gemeinschaftlich mit ein paar Bekannten der Familie den Toten zu Grabe zu geleiten.

Doch sobald er den Fuß über die Schwelle gesetzt hatte, empfand er deutlich jenes gewisse Etwas, das sich zwischen ihm und die Familie des Verstorbenen gedrängt hatte. Es war, als habe er ihnen etwas zu leide getan, etwas Fremdes, Drückendes schien in der Luft zu schweben. Bei der Begrüßung war die Hand der Witwe kühl und schlaff und ihr Blick wich dem seinen aus, während Nora sich völlig fern hielt. Das gab ihm Stich auf Stich und schmerzte ihn tief.

So oft er früher hierhergekommen, war er einer der Ihren gewesen, sie hatten Freude und Leid miteinander geteilt, nun aber hatten jene erkannt, daß sie sich in ihm getäuscht hatten. Seine Trauer reichte nicht über die Schwelle ihres Hauses hinaus, und mit einer solchen Trauer wollten sie nichts zu tun haben.

Es war offenbar, er gehörte nicht mehr hierher. Und als er sich zu dem Toten begab, schienen die starren Rippen desselben sich noch fester zu schließen, wie um anzudeuten, daß er ihm nichts mehr zu sagen habe.

Neben der Bahre lag auf ein paar Stühlen der Sargdeckel, an dem bereits die wenigen Kränze befestigt waren. Er betrachtete sie von allen Seiten, doch den seinen konnte er nicht entdecken. Hatte man ihn nicht wert erachtet, dem Toten mitgegeben zu werden?

Ja, dort war er, drunten am Fußende, nahezu verdeckt von den andern. Trotz der geringen Anzahl und Dürftigkeit der Kranzpenden hatte man doch verstanden, es so zu ordnen, daß ihre schlichten Blumen und Blätter die prächtigen Palmwedel deckten, die dem Toten anscheinend nicht aus echtem, wahren Empfinden gespendet worden.

Plötzlich merkte er, daß ihn jemand ansah. Emporschauend, sah er Nora zu Häupten des Sarges stehen, die Augen fest auf den einstigen Freund gerichtet. Es war etwas Selbstfames mit dem Mädchen. Ohne scharf zu sein, traf ihr Blick ihn tiefer als Nadeln und Pfeile.

„War es Freitag schön im Theater?“ fragte sie, ohne eine Miene zu verziehen.

Er fand kein Wort der Erwiderung.

„An demselben Tage als Papa gestorben war,“ fügte sie hinzu, gleichsam um seinem Gedächtnis aufzuhelfen.

Doch auch jetzt vermochte er nicht zu antworten. Hätte er jetzt eine Aufklärung versucht, so wäre dieselbe sicherlich so unklar und verworren ausgefallen, daß dadurch an der Sache

nichts gebessert wäre. Er gehörte nicht zu denen, die ihre Worte wohl zu erwägen und glücklich zu wählen wissen.

Zu dem Toten tretend, streichelte er zum Abschied leise dessen Hand. „Du schaust jetzt wohl aus Deiner Höhe hernieder in mein Herz und weißt, daß es nicht so kalt und gefühllos ist als man glaubt,“ dachte er.

Dann nickte er Nora ernst zu und ging. Alles sagte ihm ja, daß er nicht mehr hierher gehörte. Warum ihnen also noch länger durch seine Gegenwart lästig fallen? In tiefer jeelischer Verstimmung irrte er eine Zeitlang planlos durch die Straßen. Aus der Fülle seiner Gedanken rang sich eine Frage empor: Wie sollte er nun sein stummes Gelöbniß erfüllen und sich der Ungehörigen des Verewigten annehmen?

Schließlich ging er in einen Papierladen, kaufte Papier und Ruberts und bat die allein im Laden anwesende Verkäuferin, ihm ein paar Zeilen sowie eine Adresse zu schreiben.

Lächelnd willfährte das Mädchen seinem Ersuchen und schrieb, nachdem sie ein Rubert an Frau Hellström adressiert hatte die ihr diktierten Worte nieder: „Von einem Freunde, den Sie nicht für Ihren Freund halten.“

Dankend verließ er sodann den Laden, trug den Brief zur Post und ließ ihn einschreiben; denn es war ein sehr wertvoller Brief. Er barg den Verzicht auf jedes kleine Vergnügen, jede kleine Zerstreuung, die er sich früher mitunter gegönnt hatte. Und es war keineswegs der letzte seiner Art. Doch niemals ward den Empfängerinnen Gelegenheit, dem Spender ihren Dank auszusprechen.

Nahezu überzeugt, wer der Geber war, wandten sie sich wiederholt mit der Frage an den ehemaligen Freund ihres Hauses, ob er ihnen keinen Aufschluß über die Sache geben könne. Er aber schüttelte stets verneinend den Kopf. Wie sollte er wohl ihre Freunde kennen? Nun hatten sie ja schon so lange nichts mehr miteinander zu schaffen.

Er konnte auch stolz sein, der verstoßene Freund.

## Das japanische Parlament in Tokio.

(Mit zwei Abbildungen.)

Wie am nordwestlichen Ende der seichten Jedobucht und am Südrand einer fruchtbaren Ebene gelegene japanische Hauptstadt Tokio zieht angesichts der feindlichen Verhältnisse zwischen Japan und Rußland mehr als sonst die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Verfassung und Regierung Japans haben seit der Restauration der Mikadoherrschaft im Jahre 1868 große Veränderungen erfahren. Der jetzige Kaiser, Mutzu Hito, welcher 1868 seinem Vater in der Regierung gefolgt war, zeigte Interesse und Verständnis für die großen Aufgaben des Staats und leitete sein Volk durch einen Umwandlungsprozeß so erstaunlich großartiger Natur und seltsam, wie ihn die Geschichte eines andern Volkes kaum aufzuweisen hat.

Die neue Regierung setzte sich aus einem Staatsrat von acht Mitgliedern und einem Ministerium in acht, später in zehn Abteilungen zusammen, nämlich für auswärtige Angelegenheiten, Inneres, Finanzen, Krieg, Marine, Unterricht, Ackerbau, Handel, öffentliche Arbeiten, Justiz und kaiserlichen Haushalt, wozu noch ein Senat aus 30 Mitgliedern kam. Im Sommer 1875 stellte sich die Regierung zwei beratende Kammern zur Seite, den Staatsrat oder Senat (Genroin) und eine Versammlung der Provinzialdirektoren (Kenrei). 1886 trat die Regierung in die Form einer konstitutionellen Monarchie ein, mit Trennung der vollziehenden und der gesetzgebenden Gewalt. Im Jahre 1890 wurde das japanische Parlament eröffnet. Das dazu nötige Gebäude wurde durch deutsche Baumeister errichtet. Das Haus der Pairs, bestehend aus den Großen des Reiches, und aus 45 von und aus den 15 höchstbesteuerten Einwohnern jedes Verwaltungsbezirks gewählten Mitgliedern, zählt 328 Mitglieder. Das Abgeordnetenhaus besteht aus 300 nicht unter 30 Jahren alten Mitgliedern, die auf vier Jahre gewählt werden.

## Prinzessin Mathilde Bonaparte †.

(Nachdruck verboten.)

Das letzte Mitglied des Hauses Bonaparte, das noch aus der Zeit des großen Kaisers selbst stammte, die schon länger ihrem Ende entgegenstehende dreiundachtzigjährige Prinzessin Mathilde, ist am Abend des 2. Januar 1904 in Paris gestorben. Prinzessin Mathilde Lätitia Wilhelmine erblickte als die einzige Tochter aus der zweiten Ehe des jüngsten Bruders Napoleons I., Jerome Bonapartes, Königs von Westfalen und nach seinem Sturze Fürsten von Montfort, mit der Prinzessin Katharine von Württemberg am 27. Mai 1820 in der Verbannung zu Triest das Licht der Welt. Ihre beiden Brüder waren Jerome Napoleon Charles, Graf von Montfort, geboren am 24. August 1814 in Graz, der am 12. Mai 1847 in Castello bei Florenz starb, und der am 9. September 1822 in Triest geborene Napoleon Joseph Charles Paul, gewöhnlich Prinz Napoleon (Blon-Blon) genannt, der nach dem Tode des

älteren Bruders den Namen Jerome annahm und am 18. März 1891 in Rom verschied. Die Erziehung der Prinzessin Mathilde lag während ihrer Kinderzeit in den Händen der Mutter, später mußte sie mit dem Vater in Florenz leben. Als sie achtzehn Jahre zählte, weilte sie kurze Zeit bei der Königin Hortense zu Besuch auf Schloß Arenenberg am Bodensee, wo sich Prinz Louis Napoleon, der nachmalige Kaiser, in die schöne Rusine leidenschaftlich ver-



Prinzessin Mathilde Bonaparte.

liebte. Seine Mutter mußte jedoch die geplante Heirat der beiden zu vereiteln; sie begünstigte die Werbung des steinreichen Russen Anatole Demidow, Fürsten von San Donato, um die Prinzessin, und die Ehe wurde am 1. November 1840 zu Florenz mit großem Glanze vollzogen. Demidow brachte seine junge Frau nach St. Petersburg, um in der Hofgesellschaft mit der schönen Fürstentochter zu prahlen. Die Verbindung gestaltete sich jedoch sehr unglücklich, und Demidow entblödete sich sogar nicht, seine Gemahlin zu mißhandeln. Es heißt, daß sie auf einem Hofballe dem Zaren die Spuren seiner Brutalität gezeigt habe, indem sie einen Tüllschleier zurückschlug, der ihren mit blutroten Striemen bedeckten Nacken verhüllte, mit der flehentlichen Bitte, sie von dem Gatten zu befreien. Zar Nikolaus I., der zugleich der Onkel der Prinzessin Mathilde war, nahm sich ihrer warm an, bewirkte die Scheidung von Demidow und befahl diesem, ihr ein Jahresgeld von einer Viertelmillion Franken auszusetzen. Nachdem Louis Philipp dem ehemaligen König von Westfalen und seiner Familie die Rückkehr nach Frankreich gestattet hatte, siedelte Prinzessin Mathilde nach Paris über, wo sie fortan eine hervorragende Stellung in der vornehmen Gesellschaft einnahm. In ihren mit auserlesenstem Geschmack eingerichteten Salons fand sich die schöngeistige Gesellschaft der Seinestadt zusammen, und hier erblickte ihr zum Präsidenten der Republik gewählter Vetter, bei dessen Empfängen sie den Galadamen die Ehren des Hauses entwieß, auch zum ersten Male das schöne Fräulein Eugenie de Montijo, die er wenige Jahre darauf zur Kaiserin der Franzosen erhob. Bei der Errichtung des Kaiserthrones erhielt Prinzessin Mathilde den Titel „kaiserliche Hoheit“; sie wohnte stets den Hoffestlichkeiten in den Tuileries, in St. Cloud, Fontainebleau und Compiègne bei. König Eduard von England war als Kronprinz häufig ihr Gast, und die russischen Großfürsten, die nach Paris kamen, versäumten nie, ihr Besuche abzustatten. Wie zur Zeit des zweiten Kaiserreichs hieß sie auch nach dem Kriege von 1870/71 in ihrem Salon alle Persönlichkeiten willkommen, die sich durch Geschmack, Talent oder Bildung auszeichneten, und alle glänzenden Namen der Literatur, Kunst und Wissenschaft waren dort vertreten. Ihre freigebige Hand hat im stillen viele Wohlthaten gespendet. An dem Sterbebette der greisen Prinzessin weilte ihre Schwägerin, Prinzessin Mathilde; Kaiserin Eugenie, die sich in den letzten Tagen unausgesetzt bei ihr aufhielt, war bei dem Tode nicht zugegen, da sie kurz vorher wegen Ermüdung das Palais verlassen hatte. Prinzessin Mathilde hat ihr Patenkind, den in russischen Diensten stehenden General Louis Napoleon, zum Erben ihres ziemlich bedeutenden Vermögens eingesetzt. In der Kirche Saint Gratien fand eine dem Wunsche der Verstorbenen entsprechende stille Leichenfeier statt, an welcher die Kaiserin Eugenie, die Prinzessinnen Mathilde und Lätitia Bonaparte sowie der deutsche Botschafter Fürst Radolin teilnahmen. Letzterer hatte im Namen des deutschen Kaisers einen prachtvollen Kranz gesandt.

Unser Bild ist eine Aufnahme aus der allerjüngsten Zeit, vermutlich die letzte, welche von der Prinzessin gemacht worden ist.

# Erstes und Weiteres.

### Sinnge'dicht.

Wenn auch an dem Firmament Glaub' es, Freund, und lasse d'rum  
 Sie die Zahl der Sterne k'annt: Dir in dieses Heiligtum  
 Was des Herzens Tiefe spricht, Nur die guten Menschen seh'n,  
 O, die Welt versteht es nicht; Sie allein dich da versteh'n,  
 (Aus Sursum corda von F. Hill.)

[Eine Schulküche in Christiania.] Die Beköstigung armer Schulkinder ist fast in der ganzen gesitteten Welt Gegenstand der privaten Wohltätigkeit. In Christiania, der Hauptstadt von Norwegen, ist man zu der Ueberzeugung gelangt, daß es eine wichtige öffentliche Aufgabe sei, für Speise und Trank der armen Schulkinder zu sorgen, und so werden dort 6000—7000 Kinder der armen Bevölkerung durch die Gemeinde beköstigt. Um den Kindern nun eine wirklich gute Kost zu verschaffen, erbaute die Gemeindeverwaltung selbst eine große Schulküche, deren Betrieb im vorigen Jahre eröffnet wurde. Das zweigeschossige Gebäude enthält im Kellergeschosß die Dampfkesselanlage, die erforderlichen Vorrichtungen zur Bereitung heißen Wassers, Raum zur Vorbereitung der Nahrungsmittel für die Küchenarbeit, z. B. zum Schaben der Kartoffeln, zum Hacken des Fleisches usw., ferner die Waschküche, Wasch- und Trockenraum und Kollzimmer, sowie Anlagen zur Lüftung und Heizung des Gebäudes. Der größte Teil des Erdgeschosses wird von der 230 Quadratmeter großen Küche eingenommen, welche 12 riesige Dampfapparate von insgesamt 9600 Liter Fassungskraft enthält. Kästen mit fertigen Speisen rollen auf Schienen nach dem benachbarten Expeditionsraum, von wo aus die Weiterbeförderung erfolgt. Lange Arbeitstische mit Marmorplatten, ein Brotschneidezimmer, das Kontor und die Vorratskammer vervollständigen die Einrichtung des Erdgeschosses. Das Obergeschosß enthält schließlich noch die Wohnung des Inspektors und ein Zimmer für die Vorsteherin der Schulküche, sowie einen Warmwasserbehälter von 6000 Litern Fassungskraft. Die Speisung der Kinder erfolgt natürlich nicht in diesem Küchengebäude, sondern in anderen, für den Zweck eingerichteten Räumen; es sind aber natürlich die nötigen Vorkehrungen getroffen, daß die Kinder die Speisen hinreichend warm, bezw. gefühlt erhalten. Die Verwaltung ist in der Lage, den Betrieb dauernd zu überwachen und gewinnt so die Garantie, daß den Kindern stets eine gute und gesunde Kost gereicht wird.

[Richtig spekuliert.] Bei einer Pferdeproduktion im Zirkus erhob sich eine Anzahl Damen von ihren Vorderplätzen, um besser sehen zu können, und versperrten so den Dahinterstehenden die Aussicht. Vergebens ersuchte man sie, sitzen zu bleiben; gab es etwas besonders Interessantes zu sehen, schnellten sie sofort wieder in die Höhe. Da kam ein sündiger Kopf auf einen schlaunen Gedanken; sanft und einschmeichelnd rief er über die Zuschauermenge hinweg: „Möchten die hübschen jungen Damen auf der ersten Reihe nicht so freundlich sein, auf ihrem Platz zu bleiben?“ Darauf setzten sich mindestens fünfzig ältliche Damen einmütig nieder und rührten sich nicht einen Augenblick mehr.

[Wie sie sich kennen lernten.] Böie Sieben: „Mir ist, als wenn wir schon ein Jahrhundert verheiratet wären, ich kann mich durchaus nicht erinnern, wo und wann wir uns zuerst begegneten.“ — Hausherr (mit Nachdruck): „Oh, ich erinnere mich sehr gut. Es war bei einem Diner, wo dreizehn Personen an der Tafel saßen; eine Unglückszahl.“

[Ein nützliches Buch.] Der Doktor: „Frau Braun schickt nach mir wegen ihres Knaben; da muß ich sofort gehen.“ — Frau: „Was fehlt denn dem Jungen?“ — Der Doktor: „Das weiß ich nicht. Aber Frau Braun besitzt ein Buch, betitelt: „Was zu tun ist, bevor der Arzt kommt“; da muß ich eilen, sonst ist der Junge tot, bevor ich zur Stelle bin.“

[Aus dem Kasernenhof.] Unteroffizier: „Kerls, wenn ich sage, „Rührt Euch“, so dürft Ihr nicht gleich eine Reise um die Welt machen!“

[Immer der nämliche.] Dame: „Wollen Sie nicht auch angeln, Herr Leutnant?“ — Leutnant: „Fühle immer selbst Angel im Nacken!“

[Zu viel verlangt.] Junge Frau (beim Fleischer): „Geben Sie mir ein Kilo Kalbfleisch, aber nicht wieder solches, das anbrennt!“

[Ein sonderbarer Auftrag.] Wirt (zum Kellner): „Sie, Jean, unser Bier ist nicht ganz klar; drehen Sie die Lampen etwas nieder!“

[Nache.] Kritiker: „Sie lassen den Helden in Ihrem Trauerspiel erschießen?“ — Dichter: „Ja; warum hat er mich so viel Kopferbrechens gekostet!“

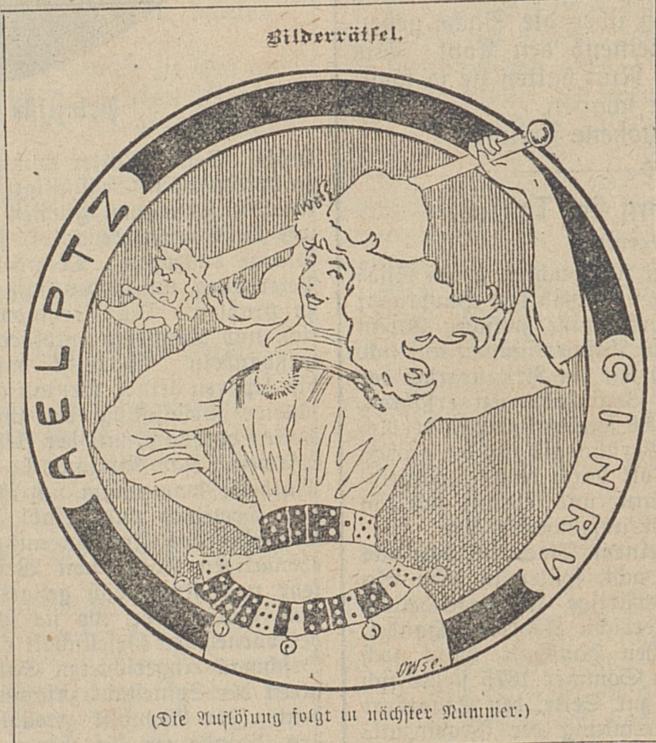
[Welches ist die beste Kopflage im Schlaf?] Wiederholt wurde schon der Vorschlag gemacht, statt der erhöhten Lage von Kopf und Rumpf im Schlafe eine solche Lage einzunehmen, daß der Körper in eine nach dem Kopfende zu abfallende schiefe Ebene zu liegen kommt. Dr. W. Fischer hat nun, wie in der „Fundgrube“ zu lesen ist, neuerdings Versuche in dieser Richtung angestellt und kommt zu dem Schlusse, daß bei der letztverwähnten Lage unverkennbar das Erwachen rascher erfolge, und daß die geistige und leibliche Erquickung in erhöhtem Maße sich fühlbar mache. Besonders wohlthuend erweise sich die tiefe Kopflage bei Kopfschmerzen, Kopfschmerzen und anderen Leiden, welche auf behinderten Umlauf des Blutes im Gehirn zurückzuführen sind.

[Dünmächtigen] leistet man einen schlechten Dienst, wenn man sie aufhebt und kühlt; man soll sie im Gegenteil liegen lassen, damit der Blutstrom der Arterien (Puls- und Schlagadern) durch die Schwerkraft unterstützt werde.

[Secht in saurer Sahne.] Sechs Personen. Unterhalb Stunden. Die gut gepuzten Sechte werden leicht mit Salz eingerieben, mit etwas Zitronensaft besträubelt und beiseite gestellt. In einer passenden Kasserolle oder tiefen Bratpfanne hat man ein gutes Stück Butter Farbe nehmen lassen, legt die in Stücke geschnittenen Fische hinein, beireut sie dicht mit geriebenem Parmesankäse und stellt sie in die Bratöhre. Sobald der Käse sich etwas gebräunt hat, gießt man einen viertel bis halben Liter dicke, saure Sahne dazu, läßt die Fische damit auf heißer Stelle oder im Ofen ziehen, bis sie gar sind, schmeckt ab und vollendet mit 6—8 Tropfen Maggi's Würze. Am besten bereitet man das Gericht in feuerfestem Tongeschirr, um darin gleich servieren zu können.

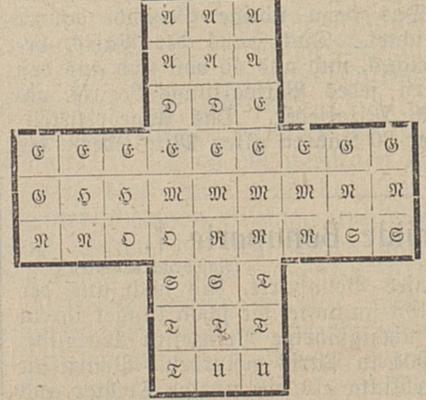
[Gebadene Schwarzwurzeln.] Die Wurzeln werden etwa zwei Stunden in Bouillon weichgekocht und in fingerlange Stücke geschnitten. Sodann werden sie in eine inzwischen gemachte dicke Sauce getaucht, hierauf paniert und in Fett gebaden. Weiße Butter Sauce wird beim Essen dazugegeben.

[Salmiakspiritus für den Haushalt.] Salmiakspiritus ist ein für Reinigung und Auffrischung mancher Dinge so unentbehrliches Hilfsmittel, daß es oft wundernimmt, wie wenig die Mannigfaltigkeit seiner Verwendung den Hausfrauen bekannt ist. In den nachfolgenden Zeiten möge dem Salmiak die gebührende Anerkennung gezollt werden. Silberfächer, sie mögen noch so angelaufen sein, werden wieder blank und glänzend, wenn man sie in eine Lösung von vier Fünftel Wasser und ein Fünftel Salmiakspiritus legt, gut abwäscht und dann putzt. Teppiche, auch die hellsten und zartestfarbenen, erhalten ihre Frische völlig wieder, wenn man sie nach dem Kehren und Klopfen stückweise mit lauwarmem Salmiakwasser mit Leinen abreibt; auf ein Liter Wasser rechnet man zwei Löffel Salmiak. Mit klarem Wasser werden die Teppiche nachgerieben; auch Plüschmöbel werden auf diese Weise gereinigt. — Schwarze Kleidervöcke, die grau und staubig geworden, zieht man nach dem gründlichen Bürsten auf ein Blättbrett und wäscht sie mit reinem Schwamme mit Salmiakwasser (Wasser und Salmiak zu gleichen Teilen) von oben bis unten ab, legt ein Tuch über den Kleidervock, plättet ihn leicht und hängt ihn zum völligen Trocknen über einen Kleiderbügel. — Aus dem grünen Tuch des Herzenschreibstiftes entfernt Salmiakspiritus und Terpentinspiritus zu gleichen Teilen durch mehrmaliges Auftragen die verunzierenden Tintenflecke.



(Die Auflösung folgt in nächster Nummer.)

### Buchstabenkreuz.



Nach Ordnen der Buchstaben bezeichnen die drei sich entsprechenden senkrechten und waagrechten Reihen je: 1. eine europäische Stadt; 2. eine Rosenart; 3. eine ostpreussische Stadt.

(Die Auflösung folgt in nächster Nummer.)

### Charade.

Das Herrliche, was je die Welt getragen,  
 Das müssen die drei ersten Silben sagen.  
 Das and're Paar nennt eine Art von Tieren,  
 Sie sind bekannt in lustigen Revieren.  
 Zum fernem Süden mich zuletzt begleite,  
 Dort such' das Ganze in prächtigem Kleide.

(Die Auflösung folgt in nächster Nummer.)

### Aus voriger Nummer.

Auflösung der Synonyme:  
 Dan, Pan.

Auflösung des Buchstabenquadrats:

N	U	S	E
U	D	E	M
S	E	M	D
E	N	D	E

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag der Aktiengesellschaft „Badenia“ (G. Vogel, Direktor) in Karlsruhe.